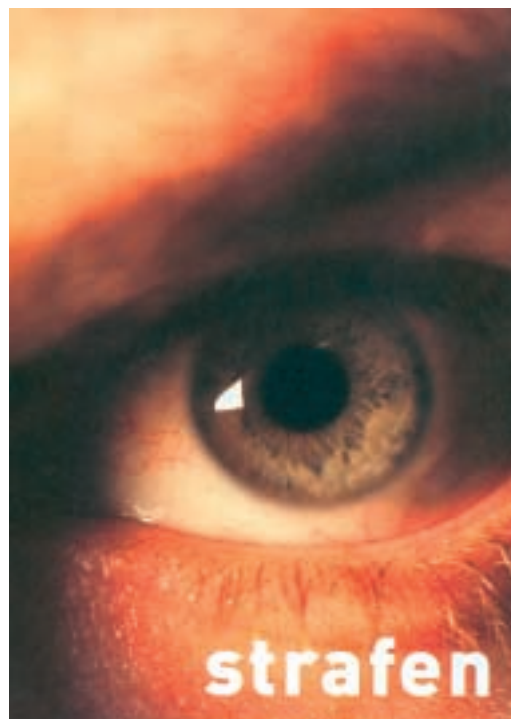


Strafen

Erhard Taverna



Ich kann meine Ur-Ur-Grossmutter nicht mehr fragen, ob ihr das schwarze Büchlein mit Goldschnitt geholfen hat, jener «Trost der armen Seelen, mit Belehrungen und Beispielen über den Zustand der Seelen im Fegfeuer». 1846 vom Churer Bischof genehmigt, wird darin das Fegfeuer vierfach nachgewiesen und detailgetreu geschildert: die reinigenden Prozeduren der Hitze, der Kälte, der Finsternis und anderer schrecklicher Strafen. Eine dieser Vorstellungen ist auch im Rechtsdenken unserer Zeit ein erstrebenswertes Ziel geblieben. Denn für alle Sünder gilt, gemäss den zitierten Kirchenvätern, die «Geistespein» als grösster Schmerz: «Sie besteht im Gefühle der Schuld des begangenen Bösen und unterlassenen Guten und in der Beraubung der beseligenden Anschauung Gottes.»

Strafen in Lenzburg

Gemeint ist nicht ein Besuch der kantonalen Strafanstalt, sondern der Ausstellung des Stapferhauses in Lenzburg. Sie stellt sich der schwierig zu beantwortenden Sinnfrage: «Weshalb strafen

wir und was erreichen wir damit?» Einen Vorgesmack bietet der Weg vom Bahnhof zum Zeughausareal unter dem grauen Novemberhimmel, ein Bussgang für die Bausünden der Agglo AG. «Rasen betreten verboten» steht vor dem kameraüberwachten Eingang des fast abweisend wirkenden Nutzgebäudes. Das Thema weckt keine Lustgefühle. Grau sind die vermauerten, mit Geboten und Verboten tapezierten Korridore zur dunkel-kahlen Initiationsschleuse. Die Besucher können in der Raummitte auf der Steinbank Platz nehmen und den Täterstimmen aus Lautsprechern zuhören. Etwa der Stimme eines Mannes, der emotionslos schildert, wie er den Liebhaber seiner geschiedenen Frau erdolchte. Unter dem Dachboden werden sie ihm wieder begegnen als eine von mehreren Täterbiographien, zu lesen auf geradlinigen, links und rechts durch Scherben abgegrenzten Fusspfaden. An jedem Weg, wie Bildstöcke, eine Bank mit Kopfhörern und Film. Geschichten von Normverletzungen in der Schule, von einem älteren Mann, der nicht vergessen kann, wie der Samichlaus ihn im Kofferraum seines Wagens mitnahm, von der Drogenschmugglerin, die sowohl Opfer wie Täterin war, Biographien von Nacherziehung, gemeinnütziger Zwangsarbeit, Zuchthaus, Geldbussen, Blossstellungen und elektronischen Fesseln. Im Mittelpunkt der Ausstellung, umgeben von Vitrinen mit alten Folterinstrumenten, der Diagnosetest für die eigene Strafmoralität. Mann und Frau prüfen exemplarische Fälle, werden eingescannt und ausgewertet und finden sich unter dem vergrösserten Selbstbild in der Kategorie des Wiedergutmachers, des Erziehers, des Abschreckers oder Rächers wieder. Das jeweilige Verhaltensprofil, statistisch ausgewertet und klug kommentiert, gerät unverhofft zur persönlichen Gewissensprüfung: Wie verhalte ich mich als Elternteil, Arbeitgeber, Lehrer, Richter oder Zeitungleser? Die Ausstellungsmacher sind dort in Hochform, wo es ihnen gelingt, den Betrachter einzubinden, hier, oder ganz am Schluss, wo im vollen Harrass knackige Äpfel locken, überwacht vom strafenden Blick des grossen, sehr lebendigen Ausstellungsauges.

Erstaunlich viel wird trotz Raumnot geboten. Gewünscht hätte ich mir konkretere Anschauungen zu einem Gefängnisalltag, zu Haftbedingungen, Macht und Machtmissbrauch in der aktuellen Schweiz. Vielleicht in einer nach-

gestellten Zelle mit der Schilderung eines Tagesablaufes, statt roter Leuchtblöcke mit Aussagen wie: «Jeder Gefängnistag kostet 700.– Franken täglich.» Zum Diskutieren ist die Kaffecke leider wenig geeignet. Denn das Gesehene regt an und muss unbedingt vertieft werden, am besten schon auf dem Heimweg in der Bahn mit dem Sachbuch der Ausstellung: «Strafen – Ein Buch zur Strafkultur der Gegenwart». Ausgezeichnete Beiträge zu Strafzweck, Strafmethod, Straferfahrung und Strafdebatte vertiefen das hochaktuelle Thema, das auch durch begleitende Veranstaltungen abgerundet wird. Eine theologische Betrachtung über den rächenden Gott verdeutlicht darin die perverse Vorliebe aller Obrigkeiten, die sich als selbsternannte Stellvertreter meist mehr für das Quälen als für die Barmherzigkeit gegenüber Tätern und Opfern entschieden haben. Der

Gang nach Lenzburg bietet eine kompetente Orientierungshilfe in der gegenwärtigen Angstmacherkultur, die leichtfertig erkämpfte Freiheiten für eine imaginäre Sicherheit aufs Spiel setzt. Sie macht klar, dass die neue Straflust einem Stellvertreterkrieg gleicht: «Wer verunsichert ist, wer nicht weiss, wer er ist und wo er steht, der braucht Ausgrenzung und damit Strafrecht dringender als andere, denn Strafrecht – das sei nicht vergessen – ist vor allem Ausgrenzung.» (Zitat aus dem Buchkapitel «Wieviel Strafe braucht der Mensch?»).

Ausstellung «Strafen». Zeughausareal Lenzburg, Ringstrasse West 19, 5600 Lenzburg.

29. Oktober 2004 bis 25. April 2005, Dienstag bis Sonntag 10 bis 17 Uhr.

E-Mail: info@stapferhaus.ch, Internet: www.stapferhaus.ch.

Der Arzt als Unternehmer

Gedanken zur Amtsübernahme anlässlich der Mitgliederversammlung SGO vom 23. September 2004

J. Knessl, Präsident Schweizerische Gesellschaft für Orthopädie SGO

Hamlets Frage: «To be or not to be» kann nun, Anfang des 21. Jahrhunderts, endlich einer definitiven Lösung zugeführt werden. Die Antwort lautet: «To seem to be». Es mag überraschen, dass die endgültige Beantwortung dieser Frage nicht der Theaterwissenschaft oder der Philosophie zu verdanken ist, sondern der mitten im beruflichen Leben stehenden Ärzteschaft. Zwischen dem Nicht-Sein, welches von den meisten nicht gewünscht wird, und dem Sein in seiner wahrhaftigen und echten Dimension, das uns unerreichbar scheint, nistet sich bequemere Weise ein: der «Schein» und das «Als ob». Jede Einzelpraxis heisst neuerdings Zentrum, die Doppelpraxis mutiert zur Klinik, immer mehr Kompetenzzentren vermitteln Kompetenz, Qualitätszirkel verströmen Qualität, fast jeder ist, wenn nicht gerade «top of the top», so wenigstens «best of the best». Wohlverstanden, nicht abgestützt auf irgendwelche hinterfragbare und objektivierbare Kriterien, nein: gestützt durch eine unerschütterliche Erfahrung, diejenige mit sich selber. Das um sich greifende Gemüseraffelverkäuferegebe, wobei der Marktschreier im Gegensatz zum Arzt die Raffel anpreist und nicht sich selbst, ist als Entität weniger dem Sein, als dem fließen-

den Geschehen zuzuordnen, bei dem alles ständig einer schillernden Veränderung unterworfen scheint. «All men merely players.» Der Arzt als Künstler? Einem Maler gleich? «Leicht kommt man an das Bildermalen, doch schwer an Leute, die's bezahlen», lehrt uns Wilhelm Busch.

Wie wäre es mit etwas Fairness? Wir alle sind Konkurrenten. Aber schon Hesiod unterschied zwischen der «schlechten Konkurrenz», welche sagt: «Ich will, was Du hast», und der «guten Konkurrenz», deren Grundsatz es ist: «Ich will es besser machen als Du.».

Die Gründe für viele unerfreuliche Entwicklungen sind die gleichen wie schon früher. Sie gründen in den Tiefen der menschlichen Natur und sind nicht leicht zu beeinflussen. Aristophanes lässt in einer seiner Komödien einen Bauer klagen: «Wo ist denn noch ein Arzt in dieser Stadt? Der Lohn ist schlecht, und schlecht drum auch die Kunst!» Eingehender nimmt Hippokrates dazu Stellung: «Die Medizin ist von allen Berufstätigkeiten die vornehmste, aber infolge der Unwissenheit derer, die sie ausüben, und derer, die über solche Leute urteilen, ohne nachzudenken, steht sie heute an Ansehen weit hinter allen anderen zurück. Die Hauptursache

Korrespondenz:
Dr. med. Jürg Knessl
Enzelbühlstrasse 51
CH-8008 Zürich

für diesen Irrtum scheint mir die Folgende zu sein: Die Medizin ist die einzige Techné, für welche es in unseren Städten keine Strafe gibt ausser Unehre, diese jedoch ist einem schlechten Charakter gleichgültig.»

Jede Gesellschaft bekommt die Medizin, welche sie verdient. Aber was ist mit all den Patienten, die formell zwar einen Teil dieser schuldhaften Gesellschaft bilden, aber gleichzeitig als Individuen mit ihrem Leiden und ihren Problemen zu uns kommen? Wir haben einen Auftrag: uns um diese Leute zu kümmern und gleichzeitig zu verhindern, dass andere, welche zunehmend das Sagen haben, uns daran hindern, unsere Arbeit anständig zu verrichten. Die Ökonomen kennen bekanntlich von allem den Preis, aber von nichts den Wert. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass massgebliche Stellen, welche uns ständig reinreden, sich jedoch nicht mit den einzelnen, hilfeschuchenden Menschen abgeben müssen, zunehmend einen CFIT, einen «controlled flight into terrain» orchestrieren. Bei diesem «kontrollierten Flug ins Gelände» stürzt das Flugzeug nicht im eigentlichen Sinne ab, sondern fliegt ordnungsgemäss, allerdings zu tief, und zwar, ohne dass die Piloten sich dessen bewusst sind. Das Resultat ist dann ein Crash, ein Crash des gesamten Gesundheitswesens. Wir sind dabei, jedoch als Passagiere und nicht im Cockpit. Notbremsen gibt's im Flugzeug keine, das Aussteigen ist schwierig. Die Würdenträger der Kostenträger halten sich seit langem an den Ausspruch eines frustrierten deutschen Mediziners: «Wir zahlen der Enkelin ihren Bauchtanzkurs, dafür zahlen wir der Oma nicht mehr die Intensivstation.» Die Situation der Medizin ist heute derart, dass kaum eine treffendere Beschreibung zur Hand ist als diejenige im VIII. Buch von Ovids «Metamorphosen»: «So füllt der Meister mit Irrnis / all die unzähligen Gänge. Er selbst vermochte die Schwelle / kaum mehr zu finden: so stark ist die Macht des Truges im Hause.»

Was können wir tun? Aristoteles unterschied zwischen dem «gewöhnlichen praktischen Arzt» und dem «Meister des Berufes». Eine dritte Art von Ärzten wird bei ihm dargestellt durch «denjenigen, der Medizin als Teil seiner allgemeinen Bildung studiert hat». Eine gründliche Allgemeinbildung, d.h. eine Vertrautheit mit der Kultur im Ganzen, war schon bei Hippokrates die beste Grundlage für die medizinische Ausbildung.

Der Arzt ist nicht nur Unternehmer, nicht nur Gewerbetreibender. Reduziert auf die Funk-

tionsweise eines Unternehmers müsste der Arzt jeweils diejenige Behandlung übernehmen, welche ihm mit möglichst kleinem Aufwand den maximalen Gewinn bringt. Er müsste seine Fähigkeiten anpreisen und Erfolge in Aussicht stellen, lieber zehn einfachere und berechenbare Behandlungen übernehmen, als eine unsichere. Was die Gesellschaft, und das ist die Gesamtheit der Individuen, welche seiner Hilfe bedürfen, vom Arzt erwartet, ist das Gegenteil dieser Handlungsweise. Obwohl der Arzt, wie uns immer gesagt wird, unternehmerisch denken sollte, wird er als ein unethisch Handelnder gebrandmarkt, falls er bloss dem unternehmerischen Leitsatz folgt. Während die Bevölkerung meint, das grösste Problem läge darin, dass unfähige Ärzte das Richtige oder das Falsche falsch tun, scheint das Hauptproblem darin zu liegen, dass zunehmend das Falsche richtig gemacht werde, d.h., nicht wirklich indizierte Operationen technisch regelrecht ausgeführt werden. Der Patient mag dann trotz der Operation funktionsfähig bleiben und sich gut behandelt fühlen. Das einzige, was diesen Missstand reduzieren kann, ist eine Umkehr in der ethischen Einstellung des Arztes. Dass die medizinisch-ethischen Richtlinien die Ärzte nur «von dem rechtmässigen freien Wettbewerb um medizinische Dienste abschirmen würden», wie es in einem Urteil einer amerikanischen Handelskammer hiess, darf unseren Beifall nicht finden. Der Arzt ist kein Unternehmer, er ist dies nur in dem Bereich seiner Praxisführung, welche nicht die eigentliche Behandlung betrifft, beim rationellen Vorgehen in der Materialbewirtschaftung beispielsweise. In seiner täglichen Arbeit mit und am Patienten sowie in seinen diesbezüglichen Überlegungen hört er auf, ein Arzt zu sein, wenn er voll und ganz zum Unternehmer wird. Er soll das tun, was für seinen Patienten gut ist, und nicht, was dem eigenen «Unternehmen» nützt. Eine Änderung kann nur stattfinden, wenn sie sowohl in uns selbst als auch in der Ausbildung der kommenden Ärztesgeneration einsetzt. Es müssen Wege gefunden werden, mag es auch schwierig sein, die Persönlichkeitsstruktur des künftigen Arztes in die Selektionsmechanismen einzubeziehen. Wenn uns dies nicht gelingt, wird die Medizin innerhalb einer bis zwei Generationen ihre herausragende Bedeutung für lange Zeit verlieren. Dann aber wird die Zukunft unseres beruflichen Standes im allgemeinen und der freiberuflichen Tätigkeit im speziellen nach den bekannten drei Phasen der antiken Tragödie abgelaufen sein: «Hybris, Katharsis, aus is!»